

Peter Böhlig

LAUDATIO FÜR ANNETT GRÖSCHNER

ANLÄSSLICH DER VERLEIHUNG DES ERWIN-STRITTMATTER-PREISES DES LANDES BRANDENBURG, 2002

Annett Gröschner ist wie die allermeisten Berliner und Berlinerinnen irgendwo weit draußen, in den Tälern und Ebenen deutscher Provinzen geboren. Ihre Wiege - falls sie in einer solchen gelegen haben sollte - wurde 1964 in Magdeburg aufgeschlagen.

Wen es aus irgendeinem Grund einmal zu DDR-Zeiten nach Magdeburg verschlagen hat, der weiß, was das bedeutet. Ich selbst kann mich gut an das fast körperlich spürbare Gefühl entsinnen, das mich bei gelegentlichen Besuchen dort übermannte: von Städten wie diesen wird bleiben (um mit Brecht zu sprechen): der Wind, der durch sie hindurch geht.

Vielleicht ist es diese Erfahrung des Windes, also der kulturgeschichtlichen Leere, die Annett Gröschner half, ihr ganz besonderes Sensorium für historische Details zu entwickeln, und vor allem ihre Achtsamkeit auf die Gefahren des Verschwindens von gelebtem Leben zwischen den Seiten der Großgeschichte und im Staub der Archive.

Annett Gröschner ist eine Archivarin des Alltags, eine Archivarin des Authentischen. Sie bezieht Geschichte auf die Alltagserfahrungen. Dort wo sie gebrochen wird – durch das Wechselspiel widersetzlicher Interessen, oder schlicht durch die Not des Überlebens – dort sucht sie Geschichte auf. Dort findet sie jene beklemmenden und irritierenden *Geschichten*, die *die Geschichte* erst ausloten. Und sie lotet tief.

Bereits seit Anfang der 90er Jahre ist sie mit Essays aufgefallen, die als Zeugnisse einer wachen und unbestechlichen Realitätsbefragung beeindruckten. Die Essays beschäftigten sich mit ostdeutschen Nachwende-Realitäten, etwa mit dem massenhaften Abrutschen von Frauen in die Arbeitslosigkeit, mit der Migration im Ostberliner Bezirk Prenzlauer Berg, oder mit den Anpassungsorgen der Germanisten-Kollegen. Die Autorin ging auf Spurensuche auf dem Bahnhof von Bad Kleinen, wo der mutmaßliche Terrorist Wolfgang Grams erschossen wurde, fuhr nach Wünsdorf in die verlassenen Kasernen der Roten Armee oder auf den Spuren Uwe Johnsons nach Jerichow in Mecklenburg.

Besonders beeindruckt hat mich ihre Geschichte der ehemaligen Stieleisherstellerin Margot Siedow aus Leipzig. Wie sie den einzigen dänischen Rundgefrierer in der DDR ergatterten und in

Feierabendarbeit verschlissene Teile nachbauten, weil Ersatzteile aus Dänemark nicht zu haben waren, und wie sie als *Brigadense* – so hieß das – die säumigen Frauen von zuhause abholte, um Eis für die Bevölkerung herzustellen, und wie am Ende alles weggeworfen und verscherbelt und abgewickelt wurde, und wie sie dennoch den Kittel im Spind hat hängen lassen, weil sie ja vielleicht doch nochmal gebraucht werden könnte, das ist unglaublich rührend und naiv und – es ist alles real. Das ist ohne literarische Ambition erzählt, und doch von poetischer Kraft: tragisch und komisch und grotesk und voller verzweifelter Hoffnung und unsäglich traurig.

Der dokumentarische Zug ihres Schreibens hat sie in Gefilde geführt, in die die Autoren oder Autorinnen der Pop-Literatur nie gelangen: zu den Außenseitern, den Zu-Kurz-Gekommenen, den von der Historie hinweggespülten. Ihr Buch über den FC Magdeburg *Sieben Tränen muss ein Clubfan weinen* (1999) ist eines unter vielen Zeugnissen für diese von ihr bevorzugte Perspektive.

Dennoch ist Annett Gröschner keine Dokumentaristin, obwohl ihr Ansatz dokumentarisch ist: Sie sucht Realität auf – bevorzugt auf der *Rückseite der Geschichte*, doch unterscheidet sie von der sachlichen Dokumentarliteratur, dass sie stärker *komponiert*, um aus den erreichbaren Realitätssplintern Spannungen herauszuholen. Sie komponiert - doch sie dramatisiert nicht. Lieber spürt sie die Risse auf, die durch die Realitäten hindurch gehen.

Sie lässt Menschen für sich selbst sprechen, deren Spuren sonst nicht so schnell in der Literatur auftauchen. Interpretationen im banalen Sinne – wo sie nur Verödungen des Lebendigen durch die Endlosschleife der Metatexte sind – wird man bei ihr selten finden. Doch es gelingt ihr, so etwas wie einen „zweiten Text“ hörbar zu machen, einen Bezug auf das nicht selten Ungeheuerliche, das hinter den Geschichten des Überlebens steht. Ihre Reihe mit zusammengefassten Gesprächsprotokollen in der basisdruck-chaotischen Zeitschrift *SKLAVEN*, zu deren Herausgebern zu zeitweilig gehörte, hieß treffend: „Menschen an unserer Rückseite“.

Annett Gröschner ist keine *Anwältin der kleinen Leute* (im Sinne irgendwelcher Jeanne d’Arc’s des Ostens), doch sie teilt mit ihnen das Misstrauen gegen die Deutungen, gegen Ideologien.

Sie erzählt - und darauf kommt es an - das Leben von Menschen, die nicht zu den sogenannten "Siegern der Geschichte" gehören, und ich glaube, dass dazu ein starkes *poetisches* Talent gehört, jenen Ton zu treffen, der sich weder anbiedert noch denunziert, sondern sowohl ihre Kraft zum Sprechen bringt (das heißt: ihre Schönheit), wie auch ihre Hilflosigkeit (also mitunter auch: Hässlichkeit).

Sie hat einen ganz eigenen Stil der Recherche entwickelt. Neben den Befragungen von Zeitzeugen findet sie vor allem in abgelegenen Dokumenten, in Schüleraufsätzen, privaten Erinnerungen, Werbebroschüren und Benimmbüchern, in Propagandaschriften, in Statistiken

und Grundbüchern jenes Material, aus dessen Widersprüchen zwischen Gewolltem und nicht Eingelöstem sie zu eindrucksvollen Auskünften über gelebtes Leben findet.

Es gibt von Stefan Zweig einen kleinen Essay *Die Angler an der Seine*, in dem er berichtet, wie ihn ein Bild zunächst verstörte, und später zur Metapher für Geschichte überhaupt wurde. Dieses Bild zeigt die Hinrichtung des Königs Ludwig XVI in Paris, und im Hintergrund sitzen, mit dem Rücken zum Geschehen, ein paar Männer mit Angeln an der Seine, und nehmen nicht einmal Notiz von der historischen Ungeheuerlichkeit, die gerade abläuft.

Das ist auch die Spannung von Annett Gröschners Geschichten: Vorn, auf dem Hauptschauplatz, werden die Könige geköpft, und hinten, im Hinterhaus, müssen sich die Leute sich darum kümmern, welcher Bäcker noch bäckt.

Wenn es denn eine literarische "Geschichtsschreibung von unten" in den letzten Jahren gegeben hat, dann wird man sie in den Texten und Büchern von Annett Gröschner finden können.

Mit dem Roman "Moskauer Eis" schließlich, im letzten Jahr erschienen, ist Annett Gröschner auch der eindrucksvolle Nachweis ihres erzählerischen Talents gelungen.

Die Erzählerin recherchiert in den Papieren des Vaters und Großvaters ein Familienpanorama aus der Welt der Kältetechniker und der Gefrierprodukte, die Historie eines grandiosen Scheiterns, das in allen Einzelheiten klein und miesig ist. Selten ist mit so viel historischer Genauigkeit, und mit einem zum Thema passenden unterkühlten Humor, vom Scheitern der Idee einer besseren Welt erzählt worden. Annett Gröschner hat den Blick für den unfreiwilligen, real existierenden Dadaismus der DDR, jene zum Teil einfältigen, zum Teil haarsträubenden Widersprüche, die Leben zerstören konnten oder Lebensansprüche sinnlos werden ließen.

In "Moskauer Eis" hat die Spezialistin für das Auffinden entlegener Texte u.a. Zitate aus einem „Lexikon der Kältetechnik“ von 1950 montiert. Was wir über die Leichenkühlung und das Einfrieren von Spargel, Milch und Nüssen (1950!) oder die abstruse Berechnung des Gefühls der Behaglichkeit in Abhängigkeit von den klimatischen Wandbedingungen erfahren, das sind nicht nur Oasen des Lächelns. Hier blamiert sich jene - keineswegs nur im Osten - verbreitete Spezies des *homo faber*, der Wissenschaftsgläubigkeit bei gleichzeitiger lebenspraktischer Hilflosigkeit.

Die Erzählerin versteht sich auch als Chronistin: „Wenn ich tot bin, wird niemand mehr die Geschichte zweier Kälteingenieure verstehen, deren einziges Handicap es war, auf der falschen Seite der Welt gelebt zu haben“.

Es gehört zu den – vielleicht nicht unbedingt sehr schönen, aber doch kaum zu leugnenden – Eigenheiten im menschlichen Leben, dass, wer stürzt und fällt, nicht unbedingt eine heldenhafte Figur abgibt. Annett Gröschner behält beides, die Tragik, und die (nicht einmal immer selbstverschuldete) Lächerlichkeit im Auge. Dass die DDR zu Recht, und mit guten – und mit

schlechten – Gründen zugrunde gegangen ist, darüber lässt sie keinen Zweifel. Dass dieses Zugrundegehen aber für viele Menschen nicht *nur* mit einem Gefühl des Triumphs, sondern *auch* mit dem des Verlustes und des Scheiterns verbunden ist – das lässt sie gelten. Dieser Ambivalenz verleiht sie ihre Stimme.

Der Impuls eines solchen Schreibens ist – ganz altmodisch – Aufklärung, Realitätsbefragung. Und da *Aufklärung* in den komplexen Zusammenhängen der Gegenwart nicht mehr einfach zu haben ist, sondern – wenn überhaupt – aus den unübersichtlichen und vielschichtigen Geschichten und *historischen Erzählungen* (auch im Sinne von Lyotard) nur *auszugraben* ist, interessieren sie die Anfänge und die Enden von Geschichten. Und weil sie - als Kind der Postmoderne - selbst von so viel Enden betroffen ist, fragt sie gern nach den Anfängen – die man kennen muss, um die Enden richtig zu verstehen.

In ihrem - bislang erst in einer Vorstufe (als „Rheinsberger Bogen“) erschienenen - Buch über das Kernkraftwerk Rheinsberg (für das sie heute geehrt wird), findet sie diese Konstellation idealtypisch vor. Es sind zum Teil noch dieselben Leute, die das Werk vor vierzig Jahren aufbauten, die es jetzt wieder abbauen, oder zumindest den Abbau noch miterleben. So etwas interessiert sie. Was sind das für Gefühle und Erfahrungen, wie wird das reflektiert (oder auch nicht), wie bricht sich hier ein zivilisatorischer Knick im Leben von einzelnen Betroffenen. Hier findet sie auch wieder jene Momente von Realsatire, jene halb versteckten Einschübe von Grotteskem (in all seinen Schattierungen vom Tragischen bis zum Lächerlichen), die eine Geschichte für sie erst erzählbar machen.

Sie hat das Thema, wie so oft bei ihr, quasi auf der Straße gefunden, als sie vor drei Jahren Stadtschreiberin in Rheinsberg war. Es ist nur erstaunlich, dass sich noch niemand danach gebückt hatte. Freilich – man muss den (historischen) Blick dafür haben.

Es sind in diesem Buch, einer Collage von Stimmen und Zitaten, mindestens vier Schichten, die übereinander liegen: Erstens die euphorische Überspanntheit des Beginns (inclusive ihrer Falschheit und Lügen); zweitens der skeptische Realismus der kleinen Leute, die Alltagsperspektive; drittens das jämmerliche, glanzlose Ergebnis der gewaltigen Bemühung; und viertens die schäbige, selbstgerechte Tendenz zur retrospektiven Nivellierung dieser Differenziertheit.

Wieder hören wir viele Stimmen und Texte, die ineinander verschlungen sind, und aus deren polyphonem Chor uns eine ganze Epoche in ihren Wirrungen entgegenschallt. Wir erfahren nicht nur etwas über Halbwertzeiten und Reaktor-Risiken, sondern auch etwas über die *conditions humaine* „auf der falschen Seite der Welt“ im 20. Jahrhundert.

Ein Zitat mag in seinem lakonischen Understatement zeigen, was - in meinen Augen - diese (im vordergründigen Sinne) *Text-Schnipslei* zu einem Stück großer Literatur macht. Es lautet: "Nach Tschernobyl musste meine Tochter eine Strumpfhose mit in die Schule bringen. Sie bastelten daraus Atemschutzmasken. Ich hatte (aber) keine Strumpfhose, weil ich nur Hosen trug."

Das ist es – Ecce Homo: Wenn es darum geht, daraus Atemschutzmasken gegen Radioaktivität zu machen, haben wir meistens keine Strumpfhose zur Hand.